

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 242. Bromberg, den 24. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(21. Fortsetzung.)

Das Glück begünstigte ihn auf ungewohnte Weise. Es warf ihn am unmittelbaren Beginn seiner Expedition in die Arme des rothaarigen Gepäckträgers, der Sisily gesprochen hatte, als sie eben aus Penzance angekommen war. Der Träger konnte sich Sisilys genau erinnern und setzte hinzu, das Fräulein habe sich vermutlich nach Euston Square gewendet.

Doch erst, als er von Charles ein namhaftes Geldgeschenk erhalten hatte, rückte er mit einer Auskunft heraus, die immerhin wichtiger war. „Sie sind nicht der erste, der nach eben dieser jungen Dame fragt", meinte er. „Vor Ihnen kam jemand, — lassen Sie mich nachdenken — es war am Donnerstag. Er kam herangeschlendert, so freundlich als nur möglich, und ehe er noch zu fragen begann, schien er schon alles zu wissen. „Sagen Sie, Träger, wie sah die junge Dame aus, die Dienstag abend mit dem Zug aus Cornwall ankam und Sie um den Weg nach Euston Square fragte?" Das überraschte mich ein wenig, doch ich sagte ihm, was ich Ihnen eben sagte. Er stellte noch eine oder zwei Fragen und ging dann zum Stationsvorstand."

„Wie sah er aus?"

„Etwa in Ihrem Alter, groß und schlank, brauner Anzug, scharfe Züge, wachsame, lächelnde Augen."

Barrant! Charles erkannte die Beschreibung und sein Mut sank. Er ging davon, erfüllt von der quälenden Erkenntnis, wie machtlos seine Bemühungen waren. Scotland Yard suchte Sisily, und zweifellos war die gesamte Londoner Polizei bereits verständigt. In jedem Augenblick konnte das Mädchen verhaftet werden. Vor dem Bahnhof kaufte er von einem brüllenden Zeitungsjungen ein Abendblatt, und im Lichtschein einer Straßenlaterne las er hastig die Überschriften. Kein Wort über den Mord. So weit war also vorläufig nichts zu befürchten. Seine Abreise von Cornwall hatte offenbar keinen Argwohn erweckt, und Sisily war noch frei, — irgendwo in London.

Wo aber? Es galt nun, sie zu finden. Er rief ein Mietauto, das vorüberfuhr. „Euston Square", rief er und stieg ein. Es war ihm klar, daß er nun dort nachzuforschen hatte.

An diesem Tag aber gewährte ihm das Schicksal keine weitere Gnade. Sein Eindringen in die Tiefen von Euston Square förderte kein Ergebnis zutage, — keinen Anhaltspunkt, der ihm zu Hilfe kam. Trotzdem aber verbummelte er einen fruchtlosen Tag, ehe er sich entschloß, in sein Hotel zurückzukehren, wo er fieberhaft erregt eine schlaflose Nacht verbrachte.

Mit fiebernder Energie begann er am nächsten Morgen, gewillt, gegen des Schicksals unberechenbare Ränke zu ringen. Er legte sich eine Methode zurecht, kaufte Pläne aller Bezirke und durchsuchte einen jeden gründlich vom Anfang bis zum Ende. Er aß, wo er vorüberkam, und schlief in dem Hotel, das ihm zu später Nacht am nächsten lag. Doch oft vergaß er, daß es Essenszeit sei, und seinen unruhigen Schlaf quälten Schreckbilder von gräßlichen Fallen, die unerfahrenen Mädchen in London gestellt werden.

So verbrachte Charles etwa eine Woche mit endlosen Wanderungen durch die Straßen von London, in unsäglichem Mühen, das ihn dem Ziel seiner Wünsche nicht näherbrachte. Dann erst fiel ihm ein, es wäre doch immerhin möglich, daß Sisily nach seinem ersten Besuch dortselbst den Weg nach Charleswood gefunden habe. Und er beschloß, am nächsten Nachmittag abermals nach Charleswood zu reisen.

Als er aber hinkam, war er wiederum enttäuscht. Das elegante Fräulein Pursill war zur Luftveränderung nach Brighton gefahren, doch das hübsche Stubenmädchen war zurückgeblieben, um das Haus zu beaufsichtigen und die alte Dame zu betreuen. Sie versicherte ihm, daß nach seinem damaligen Besuch niemand im Hause vorgesprochen habe. Fräulein Pursill sei tags darauf abgereist, und seither habe es weder Besuch noch Gäste gegeben.

Sie begleitete diese Auskunft mit kokettem Augenaufschlag. Doch Mitleid trat in ihren Blick, als sie gewahrte, wie sehr der junge Mann sich in der Zwischenzeit verändert hatte.

25. Kapitel.

Der Zug fuhr nach kürzestem Aufenthalt an einem so belanglosen Ort ab, und er schwang sich in einen der vorbeigleitenden Wagen. Zuerst vermeinte er, das Abteil sei leer, doch als der Zug aus einem unmittelbar hinter den Bahnhofspforten gelegenen Tunnel ausfuhr, sah er einen Mann, der auf dem gegenüberliegenden Ecksitz durch Brillengläser hindurch eine Zeitung las. Das gab ihm den Gedanken, an der nächsten Haltestelle, einer größeren Stadt, ein Abendblatt zu kaufen. Auf dem Perron jener Station warteten Passagiere. Etliche stießen einander an ihm vorbei in das Innere des Waggons. Er beobachtete sie nicht. In tiefes Träumen versunken saß er da, die gefaltete Zeitung in der Hand. Bilder der Vergangenheit flogen ihm durch den Sinn, während der Zug auf London zustrebte. Der Wagen und seine Insassen entschwanden seinem Gesichtskreis.

Mühsam fand er zur Wirklichkeit zurück und entfaltete die Zeitung. Das war ihm nun tägliche Bußarbeit, vor der er zurückschrak, der er aber nicht zu entgehen wagte. Als aber die Zeit verging und er nie etwas fand, was ihn beunruhigen konnte, ließ seine Spannung nach. Es sah aus, als hätten Scotland Yard und die Zeitungen den Mord in Cornwall vergessen oder ihn in die Reihe der unentwirrbaren Rätsel aufgenommen.

Ziemlich achtlos sah er nach den Überschriften. Der Herausgeber wußte heute abend auf seiner ersten Seite nichts Besseres zu schreiben als über die geschäftliche Lage in Irland. Charles schlug das Blatt auf und sah hinein. Seine Gleichgültigkeit wich, als sein Blick auf seinen eige-

nen Namen fiel. In großen schwarzen Buchstaben war mit ihm ein spaltenlanger Artikel, den Tod seines Onkels betreffend, überschrieben. Langsam las Charles ihn bis zu Ende. Es gab, erfuhr er nun, was der Verfasser „weitere Entwickelung des Falles" nannte. Die Polizei verdächtigte nun jemand anderen, — ihn selbst. Dem mit der Klärung der Angelegenheit betrauten Detektiv war der Neffe des Ermordeten schon seit einiger Zeit verdächtig erschienen, doch hatte er Gründe gehabt, zu schweigen — Gründe, die jetzt so hinfällig geworden waren, daß Scotland Yard eine genaue Personalbeschreibung des jungen Mannes veröffentlichte, mit dem Zusatz, er befinde sich vermutlich in London. Charles überraschte sich dabei, daß er, losgelöst, leicht verwundert sich selbst geschildert sah, so ungefähr, als lese er die Nachricht von seinem erfolgten Tode. Kritisch wog er alle persönlichen Details: Jung, groß, dunkelblaue Augen, elegante Erscheinung, gut angezogen.

So hatten die Befürchtungen seines Vaters sich erfüllt. Seine Abreise von Cornwall hatte die Aufmerksamkeit auf sein Tun an jenem Abend gelenkt. Er wurde — wie sagte man doch? — von der Polizei gesucht. Ebenso Sisily. Er war auf der Suche nach dem Mädchen. und die Polizei verfolgte sie beide.

Was aber war über ihn entdeckt worden? Seine Lippen formten die Antwort. Alles. Das heißt, was entdeckt werden konnte. Vermutlich hatten sie ausfindig gemacht, daß er an jenem Abend in Flint House gewesen war, oder wenigstens, daß er im Sturm draußen wanderte, während der Mord verübt wurde. Sein Verstand erriet auch den Grund für Barrants Zurückhaltung. Er war still geblieben in der Voraussetzung, daß Charles seines Vaters Haus in Richmond aufsuchen werde, das gewiß streng bewacht worden war. Da aber Barrant nun erkannt hatte, daß sein Wild zu klug war, um in diese Falle zu gehen, hatte er seine Verdächtigung den Zeitungen anvertraut und ihm jede Fluchtmöglichkeit verrammelt, indem er ihn der öffentlichen Aufmerksamkeit preisgab.

Hilflosigkeit überkam Charles, als er das Netz von Ereignissen überdachte, in das er und Sisily verstrickt waren. Jeder Augenblick konnte seine Freiheit beenden, konnte ihn hinter Schloß und Riegel bringen. Würde er Sisily helfen, wenn er nun hinging und doch alles sagte, was er wußte? Das war die Frage, die er sich schon vorgelegt und dann verworfen hatte, weil er erkannte, daß seine Erzählung sie nur tiefer hineinreißen mußte. Es gab in dieser Richtung kein Hoffen für sie. Wo lag Hoffnung für sie beide?

Er wurde wieder seiner Umgebung gewahr, denn eine Hand legte sich auf seine Schulter. Erschrocken blickte er um sich. Doch es war nur ein Sitznachbar, der, nach seiner Zeitung blickend, ihn bat, ihn die letzten Rennresultate wissen zu lassen.

Narren, — Narren ringsum, mußte er denken.

Als er aber wieder um sich sah, begegnete sein Auge dem seltsamen Blick des Mannes auf dem gegenüberliegenden Ecksitz, der bereits dort gesessen war, als er in Charleswood den Zug bestiegen hatte. Der Mann sah sofort in andere Richtung, doch war etwas in seinem Gehaben, was Charles zwang, auf der Hut zu sein. Drum lehnte er sich in seinen Sitz zurück und beobachtete den anderen hinter scheinbar geschlossenen Lidern. Bald war ihm klar, daß der Mann in der Ecke ihn hinter vorgehaltener Zeitung beobachtete.

War es ein Detektiv? Es lag etwas so teuflisch Pfiffiges in der Art, in der er ihn durch die goldgeränderte Brille musterte. Trug aber ein Detektiv Augengläser? Mußten die Beamten des Gesetzes nicht ein augenärztliches Zeugnis oder dergleichen erbringen? Er hatte nie einen bebrillten Polizisten oder dergleichen gesehen. War er aber kein Detektiv, warum beobachtete er ihn dann? Für seine Festnehmung war keine Prämie ausgeschrieben. Aber die Zeitung in seiner Hand! Kein Zweifel — er hatte seinen Steckbrief gelesen und identifizierte ihn.

Zehn Minuten später fuhr der Zug fauchend in Charing Croß ein. Charles kniff die Lippen zusammen. Blut stieg ihm ins Gesicht.

Der Mann auf dem Ecksitz verwahrte seine Zeitung in einer Tasche, öffnete die Waggontür und sprang auf den Bahnsteig. Charles folgte ihm rasch und blickte ihm nach. Sah, wie er sich durch die Menge wand, seine Fahrkarte abgab und verschwand, ohne auch nur zurückgesehen zu haben.

Es lag etwas unleugbar Komisches in dieser Lösung. Doch wie weggeweht war die quälende Furcht des jungen Mannes. Und Erleichterung überschwemmte ihn wie eine kühle Woge. Er ließ sich vom Menschenstrom treiben, bis er außerhalb des Bahnhofes auf der Straße stand.

Zu dieser Stunde standen die Läden noch offen, doch die Straßen waren von Vergnügungssüchtigen erfüllt, die Speisehäuser und Vergnügungsorte aufsuchten. Als er dastand, rührte ein geschminktes Mädchen an seinen Arm und bot ihm mit lockendem Lächeln die Ware, die es zu bieten hatte. Das ließ ihn erkennen, wie toll es sei, sich zu dieser Stunde im belebtesten London dem Blick jedes vorbeigehenden Polizisten zur Schau zu stellen. Langsam ging er weiter und erwog, wohin er die Schritte lenken sollte. In einem Trödlerladen kaufte er einen langen dunklen Mantel, der ihm bis zu den Fersen reichte, und zog ihn über den lichten modernen Rock, den er trug. In dieser Verkleidung lief er nicht Gefahr, neugierigen Beobachtern als „elegant gekleideter" Mann aufzufallen.

Und wieder verging eine qualvolle Woche, erfüllt von Suchen, das ergebnislos blieb. Da drehte das Schicksal, plötzlich gut gelaunt, sein Rad und tat für Charles Turold, was ihm ohne dies höhere Eingreifen nie gelungen wäre.

Es war spät am Abend. Nach erfolglosem Umherirren stand Charles eben im Begriff, eine Straße nächst Euston Square zu überqueren, als der Helm eines Polizisten aus dem umgebenden Dunkel aufleuchtete. Bei diesem Anblick barg Charles sich wieder im schützenden Schatten. Der Schutzmann trat, alle Würde des Gesetzes im Schritt, zu einem Straßenmädchen, das wartend an einer Laterne stand. Charles hörte, wie er sie anwies, zu verschwinden, und sah, wie sie, seinem Befehl Folge leistend, in die Finsternis tauchte.

Auch Charles verschwand im Dunkeln, doch in einer anderen Richtung. Er schritt rasch aus, bis er an eine Allee kam, in welche viele kleine Gassen mündeten. Dies war ein Teil von London, den er nicht kannte, und der ganz verödet zu sein schien. Er zögerte, nach welcher Richtung er gehen müsse, um in jene Gegend der Stadt zu gelangen, in welcher er gewöhnlich Unterkunft für die Nacht suchte.

Während er noch unentschlossen um sich blickte, sah er undeutlich jemand rasch dahinschreiten, — eine schlanke Mädchengestalt, kaum sichtbar im Dunkel der Straße. Der schmale Umriß schien ihm seltsam vertraut, und sein Herz begann toll zu klopfen. Während er ihr noch nachsah, bog sie in eine Nebengasse.

Er jagte die breite Straße hinauf, und in diesem Augenblick wäre es ihm gleichgültig gewesen, die Augen sämtlicher Schutzleute von London auf sich gerichtet zu sehen. Als er die Gasse erreicht hatte, war nichts von der Gestalt zu erblicken, deren Anblick ihn so sehr erregte. Plötzlich aber sah er sie weit vor sich an einer Laterne vorüberkommen und wieder ins Dunkel treten. Schnell lief er hinterher.

Das Mädchen hörte ihn laufen und sah ängstlich zurück. Jetzt erkannte er ihr Gesicht. Mit einem Satz war er an ihrer Seite.

„Sisily, Sisily!" rief er. „O Sisily, ich habe dich gefunden!"

26. Kapitel.

Er sah, wie sie erschreckt das bleiche Gesicht hob. Dann erkannte sie ihn.

„Du!" flüsterte sie. „O Charles, wieso fandest du mich?"

„Es war Zufall, Sisily, — oder nein, es war etwas Tieferes, Ernsteres." Er sprach voll leidenschaftlicher Überzeugung. „Ich wanderte Tag und Nacht durch London, um dich zu finden. Ich wußte, früher oder später mußte es mir gelingen. Für heute hatte ich bereits alle Hoffnung aufgegeben. Es war so spät, — so spät —" der Aufruhr der Gefühle übermannte ihn.

„Ich wage nicht, früher auszugehen", flüsterte sie.

Jäh brachten diese Worte ihn zur Wirklichkeit zurück. Ängstlich blickte er die dunkle leere Straße hinab. Nun war doppelt Gefahr im Verzug, da sie beide beisammen waren. Das war ein quälender Gedanke, der ihm nicht gekommen war, so lang er noch nach ihr gesucht hatte. Nun meldete er sich.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst-Symphonie.

Der Tag tritt immer mehr zurück
Ins Schweigen.
Die Nächte kommen mit Musik,
Mit Feuerklang und Hammerstück . . .
Die Sterne geigen.

Novemberlied! Die Halde dampft
Im Morgen.
O Mensch des Zweifels, leidverkrampft,
Sind auch die Äcker eingestampft,
Maschinen sorgen!

Motoren sausen, täglich Brot
Zu weben.
O Arbeitsantlitz brandumloht,
Noch färbt der Herbst die Büsche rot,
Noch bluten Reben.

Noch hat ein gütig Morgenrot
Viel Glück zu geben.
O Mensch, von Schicksalsmacht bedroht,
O Träne, Hunger, Not und Tod,
O Herbst, wir leben!

Gertrud Aulich.

Glück in der Heimat.

Skizze von Else Stahl.

Sie sangen das Burlakenlied in dem deutsch-russischen Dorf an der Wolga, das Lied aller Lieder. Alles Leid der Erde lag in ihrem Gesang, denn morgen mußten sie in den Krieg ziehen, sie, deren Waffe der Pflug und deren Sieg die Ernte war. In den Krieg gegen Deutschland, denn sie gehörten dem Zaren, und der Zar führte Krieg mit Deutschland. Wie hart war das Schicksal!

Gregor hatte den Vorsänger gemacht. Sein Amt war zu Ende. Jetzt rief der Chor den bitteren Refrain in den Abendhimmel hinein, der sich weit und dunkel über die unermeßliche Steppe hinabsenkte. Der junge Mann ging in das Haus, in dem sein Pflegevater am Ofen saß, als fröre ihn, und es war doch Sommer. Anja stand am Fenster, sie schien aus Stein, so reglos stand sie da.

„Väterchen", sagte Gregor. „Sie wollten mir Anja geben. Ist es nicht so?"

„Es war so", sagte der alte Neuenburger, „vielleicht wird es wieder so sein, wenn du zurück kommst."

„Wenn ich aber nicht zurück komme, Väterchen?"

„Ich verstehe. Aber wer soll euch bis morgen trauen?"

Gregor stand schweigend, mit zuckenden Lippen, die blauen Augen trübe im braunen Gesicht. Dann wandte er sich ab, gesenkten Hauptes. Aber das Steinbild am Fenster regte sich, es glitt in die Stube, umschlang den jungen Mann und zog ihn mit sich fort.

Der Vater rührte sich nicht. Durch das Fenster sah er den beiden nach, wie sie über den leer werdenden Vorplatz schritten, in die dunkle Steppe hinein. Sein Kopf bewegte sich langsam und rhythmisch, er erinnerte an einen gefangenen Bären. —

Es war wieder die Steppe, in der Anjas Kind geboren wurde, die sibirische Steppe, und es geschah während einer Rast auf dem Wege nach Krasnojarsk. Dort herum, irgendwo an den Ufern der Oberen Tunguska sollten die Deutschrussen aus dem Wolgadorf interniert werden.

Der alte Neuenburger bettete den Kopf seiner Tochter bequemer. Sie hatte nur noch Stunden der Erholung vor sich, dann würde man sie auf den Wagen heben, und sie würde fahren müssen, grundlose Wege entlang, quer über weites Ödland, wo vielleicht noch nie eines Menschen Fuß hingefunden hatte. Was will man tun? Konnte der Zug ihretwegen acht Tage lang liegen bleiben? Konnte man sie mit dem Neugeborenen in der Wildnis zurücklassen?

Der Bauer betrachtete dieses Neugeborene, das sich so ungebeten in eine Welt drängte, in der es nichts gab als Kriege, Revolutionen, Hunger und Heimatlosigkeit. Solch ein Übermaß von Lebensgier schien ihm Frevel.

Vier Jahre lang lebte Anja in der niederen Hütte an der Tunguska. Diese vier Jahre hatten den Zaren verschlungen und Kerenski vernichtet, sie waren sogar mit dem Weltkrieg fertig geworden. Mit Anjas Liebe waren sie nicht fertig geworden.

Und nun wollten die Internierten zurück, weit westwärts, gleich bis nach Deutschland zurück. Deutsche Kriegsgefangene hatten so viel von der Heimat erzählt, man konnte es nicht mehr vor Heimweh aushalten.

Drei Tage und drei Nächte lang hatte Anja in einem Winkel der Hütte gesessen, ohne Regung und ohne Laut, ohne Schlaf und Nahrung. Nachrichten von den Ufern der Wolga hatten besagt, daß Gregor nicht heimgekommen war, auch nie etwas hatte von sich hören lassen, daß er sicher längst tot und zerfallen sei. Erst nach drei Tagen vermochte Anja wieder in die Augen des kleinen Gregor zu schauen, die blau waren wie die seines Vaters, des großen Gregor.

„Er ist nicht tot", sagte sie, „aber man muß ihn suchen. Man muß in die Heimat, nach Deutschland."

Der Bauer Neuenburger schloß sich mit seiner Tochter und seinem Enkel dem Zuge der Rückwanderer an. —

In einem der vielen Winkel der vielen Baracken des deutschen Rückwandererlagers an der Grenze hausten die drei in einem Verschlag aus Tüchern und Decken, wie die anderen Zweitausend auch, nach einer Reise von vielen Monaten. Alle saßen sie jetzt hier und warteten auf die versprochene Entschädigung für ihr verlorenes Hab und Gut, um sich anzukaufen.

Das Jahr ging zu Ende, ein zweites kam, aber die Entschädigung kam langsam, o, sehr langsam! Und, seht! wurde dabei nicht das Geld auf eine seltsame Art immer geringer? Wie, wenn dieses geheimnisvolle Schwinden anhielt und die Entschädigung schließlich nur noch zu einem Pfund Tabak reichte?

Neuenburger rechnete. Sie waren Bettler, er und Anja. Nichts blieb ihnen als das deutsche Armenhaus. Anja wartete. Wartete sie auf Wunder?

Sie sah nicht den furchtbaren Zerfall der Dinge und Menschen, den Rausch der Verzweiflung, das langsame Verkommen und das wachsende Verbrechen. Nichts kümmerte sie. Ja, sie wartete wohl wirklich auf ein Wunder.

Einigen gelang es, noch in letzter Stunde in das große Rußland zurückzukehren und sich die letzten Reste des heiligen Traumes von der Heimat zu retten. Auch Neuenburger wollte zurück.

„Geh, Vater, geh! Ich bleibe."

Wieder bewegte der alte Bauer seinen Kopf hin und her wie ein gefangener Bär. Man konnte gegen das Schicksal nicht an. Er blieb. —

Das zweite Jahr, das dritte. Es wurde Frühling, es ging zum Sommer.

Russische Soldaten aus dem russisch-polnischen Krieg, welche die deutsche Grenze überschritten hatten, wurden im Lager interniert. Man zog einen Stacheldraht um ihren Platz, davor stauten sich die deutschen Rückwanderer. War vielleicht einer dabei, der Nachricht geben konnte von dem verlassenen Hof am Abhang des Urals, am Ufer des Don, in der Steppe?

Anja ging durch die Menge, ihre Gedanken waren schwer und fern. Ein Schrei klang an ihr Ohr, sie wandte sich nicht. Eine Stimme schrie: „Anja! Anja! Anja!"

Die Stimme brach, Anja wankte. Ihr Auge, groß auf den Rufenden gewandt, traf jenseits des Stachelzaunes ein braunes, zerfurchtes Gesicht, in dem die Augen wie zwei blaue Seen standen. Sie sank inmitten der Menge auf die Knie.

Die Stimme schrie: „Wo bist du, Anja? Ich sehe dich nicht mehr!" Die junge Frau schob sich auf den Knien zum Zaun.

„Was habe ich erlebt, Anja!" rief die Stimme. „Welche Abenteuer! Und als ich mich endlich nach Hause durchgeschlagen hatte, warst du fort. Ich kam — weiß ich noch, wie? — nach Krasnojarsk, aber fand nur eine leere Hütte an der Tunguska. Dann steckten sie mich in die rote Armee."

Erst nach einer langen Weile antwortete Anja: „Dein Kind ist gesund", sagte sie, „es heißt Gregor." Dann stand sie auf.

Er sah sie an wie ein himmlisches Wunder. „Ich werde bald frei sein, Anja", murmelte er.

Sie standen einander gegenüber, zwischen sich den Stacheldrahtzaun, und sahen sich an. Es gab nur Glück auf der ganzen Welt, nichts als Glück. Es hatte nie etwas anderes gegeben.

Gesegnete Mahlzeit!

Die Masse muß es bringen. — Eßbare Teller im Mittelalter. „Den Braten für den König!" — Der Sonnenkönig als Vielfraß. — „Idiotische" Speisefolgen.

Von H. Soldenhoff.

Wenn von gewaltigen Essern die Rede ist, denkt man unwillkürlich an Gargantua, den Helden des gleichnamigen Rabelaisschen Romans. Von ihm erzählt uns der Verfasser, daß sein Vater ihm einst ein besonders festliches Mahl rüsten wollte, dessen Zusammenstellung er persönlich bestimmte, da er den gesegneten Appetit seines Sprößlings kannte. Daher mußten 16 Ochsen, 32 Kälber, 6000 Hühner ihr Leben lassen; sieben Wildschweine gab es gewissermaßen als Nachtisch. Alles bewältigte der junge Gargantua ohne Schwierigkeit; nach wenigen Stunden verspürte er bereits wieder Hunger. Der Roman ist eine Satire auf die kaum vorstellbare — man muß schon sagen — Gefräßigkeit der Zeitgenossen des Dichters. „Die Masse muß es bringen", war das Losungswort, sobald es sich ums Essen handelte. Man aß eben, bis man nicht mehr konnte.

So ein Festessen im Mittelalter war deshalb auch eine sehr ausgedehnte Angelegenheit. Der verfeinerte Luxus der Alten war längst in Vergessenheit geraten. Obgleich die Ritter mit ihren Damen nur harte Holzbänke als Sitzgelegenheit hatten, hielten sie es stundenlang bei Tisch aus. Man kannte keine Teller, keine Löffel, keine Gabeln. Das Tischtuch glänzte durch Abwesenheit, und auch die Mundtücher harrten noch ihrer Erfindung. Essen, tüchtig essen, und entsprechend dazu trinken, das war es, worauf es allein ankam.

Auf dicke Scheiben Brot legte man das Fleisch, das mit dem Messer, nötigenfalls unter Zuhilfenahme der Zähne zerkleinert wurde. Nach der Mahlzeit kamen diese eßbaren Teller an die Armen. Alle Getränke wurden in riesigen Kannen aufgetragen, je eine für ein Paar, einen Herrn mit seiner Dame, bestimmt. Diese gehörten so eng zusammen, daß, wenn alte Chroniken von einem Essen mit — sagen wir — zehn Gedecken sprechen, darunter stets zwanzig Teilnehmer zu verstehen sind.

Allmählich kam etwas mehr Ordnung auch in die Mahlzeiten. Man trug nicht mehr alles wahllos durcheinander auf; es wurde eine gewisse Reihenfolge der Gerichte eingeführt. Eine besondere Rolle spielten die sogenannten Phantasieschüsseln, wobei ganze gebratene Schwäne oder Ferkel auf der Tafel erschienen. Auch das Tischtuch kam jetzt in Aufnahme, und goldene, silberne und zinnene Gefäße verdrängten die plumpen Holzkannen. Entsprechend verfeinerte sich auch das Benehmen bei Tisch, das bislang, wo man als Besteck nur das Messer und die „fünfzinkige Gabel" gekannt hatte, sehr zu wünschen übrig ließ.

Besonderen Glanz entfaltete dann Ludwig XIV. bei seinen Mahlzeiten. Sobald der Sonnenkönig den Speisesaal betrat, in dem an einem erhöhten Tische für ihn gesondert gedeckt war, erscholl der Ruf eines Kammerherrn: „Den Braten für den König!" Darauf setzte eine wahre Prozession ein. Voran zwei Palastwachen mit geschulterten Karabinern; dann in goldstrotzenden Uniformen vier Hofbeamte; ihnen folgten 30 Lakaien mit den verschiedenen Gerichten. Auch der erste und zweite Leibkoch mit einer Reihe weiterer Würdenträger aus dem Küchenbereich nahmen an dem Aufzuge teil, den wieder zwei Palastwachen mit Karabinern beschlossen.

Alles ging mit feierlichem Zeremoniell vor sich. Wollte der König trinken — und er wollte es sehr oft! —, so wurde dies lobenswerte Vorhaben erst allem Volke durch einen Ausrufer verkündet. Dann mußten aber noch drei bis vier Zwischenpersonen in Aktion treten, ehe der Herrscher das Glas an die Lippen setzen konnte. Ein reichlich umständliches Verfahren.

Ungeachtet der damit verbundenen Schwierigkeiten — vier bis fünf Personen wurden gleichfalls in Bewegung gesetzt, bevor der Sonnenkönig etwas auf den Teller bekam — aß dieser ungeheuer viel. Mindestens vier Teller Suppe, von jedem Hauptgang ließ er sich drei- bis viermal reichen, darunter zuweilen einen ganzen Fasan, und auch die verschiedensten Zwischengerichte „kostete" er sehr eingehend. Kein Wunder, daß er bei dieser auskömmlichen Ernährung ein so hohes Alter erreichte.

Obgleich man es kaum für möglich halten sollte, wurden die Mahlzeiten im Verlaufe des 18. Jahrhunderts noch umfangreicher. Die Speisefolgen waren schon mehr Speisekarten, mit denen die großen, modernen Restaurants kaum wetteifern könnten. Es gab Suppe, Hors d'Oeuvre, Eingangs-, Haupt- und Zwischengerichte, Braten und Nachtisch, und alles in vielfacher Auflage. Erst die Revolution setzte der Schlemmerei ein Ziel. Nach ihrem Abschluß wollte man von neuem beginnen, doch trat jetzt eine gesunde Reaktion ein. Mit Recht nennt Brillat-Savarin, dieser Sachverständige des feinen Geschmacks auf dem Gebiete der Tafelfreuden, die überlangen Speisefolgen „einfach idiotisch".

Die Riesenmahlzeiten aus dem Mittelalter und den ihm folgenden Jahrhunderten sind heute verschwunden. Ein Essen von sechs bis acht Gängen gehört schon zu den Ausnahmen, vor allem seit dem Kriege, der uns zu einfacher Lebensführung gezwungen hat. Aber auch ohnehin ist die verfeinerte Kultur unserer Zeit längst zu der Erkenntnis gelangt, daß bei einem noch so festlichen Essen nicht die Menge, sondern die Güte die ausschlaggebende Rolle spielt.



Bunte Chronik



* **Wie das erste Eis in die Tropen kam.** Heute, im Zeitalter der elektrischen Eis-, Kühl- und Gefriermaschinen, in dem jeder Bewohner der heißen Zonen in der Lage ist, sich einen eiskalten „Drink" herzustellen und seine Vorräte frischzuerhalten, ist der Name des Mannes ganz in Vergessenheit geraten, der als erster den Versand von Eis in Blöcken nach den Tropen ins Leben rief. Es war ein Amerikaner, namens Frederik Tudor. Schon in früher Jugend hatte er sich auf der Farm seines Vaters zu Saugies in Massachusetts mit der Frage beschäftigt, wie man Eisblöcke am besten schneiden und lagern könne. Als 22jähriger, so erzählt die „New York Times", wandte er sein Kapital von 5000 Dollar dazu an, um das erste Eisschiff nach Südamerika zu schicken. Seine Freunde hielten ihn für verrückt und die Seeleute wollten mit dieser „gefährlichen" Ladung nicht fahren. Erst, nachdem er erklärt hatte, daß er selbst mit diesem Schiff fahren wollte, gelang es ihm, eine Mannschaft zusammenzustellen. Die Reise verlief günstig, und sein Erfolg machte ihn bekannt, so daß er im Jahre 1805, als auf der Insel Martinique eine Fieberepidemie ausbrach, die Eisbeschaffung erhielt. Der Krieg im Jahre 1812 wirkte sehr störend auf sein Geschäft ein, und erst im Jahre 1815 konnte er es wieder in vollem Umfange aufnehmen. Sehr schwer war es vor allem, die Unwissenheit und das Mißtrauen der Eingeborenen zu überwinden, welche das Eis in der brennenden Sonne liegen ließen und sich dann für betrogen hielten, wenn es zerschmolz; und die auch oft nicht wußten, wie sie das Eis abtransportieren sollten. Um diesem Mangel abzuhelfen, lieferte Tudor auch noch Decken für einen Dollar das Stück. Einen wesentlichen Aufschwung nahm sein Geschäft, als die Britische Regierung ihm das Monopol für Eislieferungen übertrug und sie von jedem Zoll befreite. Der Höhepunkt seiner Tätigkeit wurde aber erreicht, als ihn die Englische Regierung im Jahre 1833 mit Eislieferungen für Indien beauftragte. Das Eis kam in Kalkutta fast ohne Verlust an, und von jenem Tage an konnte Tudor kaum so viel Eisschiffe laden, als von ihm für Indien, China und Japan angefordert wurden. In Nahant an der Küste besaß er ein Landhaus, das auf halber Felsenhöhe weit über die See blickte. Hier lebte er mit Vorliebe, und das einsame „Tudor-Haus" erinnert noch heute an diesen klugen und tatkräftigen Kaufmann.

Lustige Rundschau



* **Anziehungskraft.** „Wieviel hast du von dem Herrn bekommen, der dich mit dem Auto überfahren hat?" — „Viertausend Mark." — „Eine nette Summe. Was hast du dir dafür gekauft?" — „Ein Auto."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.